

Gustav Meyrink (1868-1932)

Die Erstürmung von Serajewo

(Aus meinen Kriegsjahren)

Nervi, im Juli 1908

Der Herbst zog ins Land, und, wie der Dichter sagt, die schönen Tage von Arranguetz waren schon vorüber. Wir saßen grad im Café Fensterl – ich denk es noch wie heut – ich und mein Freund, der Oberleutnant vom dreiundzwanzigsten, Stankowits, und schauen, ob net ein fesches Weib vorübergeht.

5 Was machst du heut, Stankowits, frage ich, ich geh »bacc«. – Ich? Ich geh »privat«, sagt der Stankowits, und da geht auch schon die Glastür vom Kaffeehaus und herein stürzt der Hauptmann in Evidenz dreiundsiebzigstes Feldjägerba'on Franz Matschek.

»Wißt' ihr's schon, Krieg is, Krieg is«, ruft er noch ganz atemlos. Was denn, wir beide, ich und der Stankowits springen erregt auf, und der Stankowits ruft in der ersten Verwirrung: »Zahlen.«

10 »Herr Hauptmann, irrst du dich auch nicht?« sag ich und stell mich in Positur.

Es war aber kein Irrtum.

Keine Feder vermag zu schildern, was damals in der Brust von einem jeden von uns vorging. Krieg, Krieg, es ist halt doch eine greuliche Sach, so wie ich jetzt in reifen Jahren drüber denk!

Ich war noch ein blutjunger Leutnant, und es zog mir doch ein wenig das Herz zsamm, wenn ich an das liebe
15 Elternhaus dachte.

Und es waren so friedliche Zeiten gwesen, und die Nachricht des Krieges kam wie der Blitz.

Wie bekannt, saß damals unser Allerhöchster Kriegsherr Alois der Dritte, der Gütige, auf dem Throne. »Lang, lang ists her, jetzt ruht er in steinernen Särgen!«

Durch intime Beziehungen, die ich damaliger Zeit zu einer hohen Person unterhielt – pardon, die Diskretion verbietet
20 mir, Details anzugeben –; erfuhr ich ganz Genaues über den Ursprung und so weiter und so weiter des Krieges und wurde so einer der wenigen Sterblichen, die tiefer in dies Blatt der Weltgeschichte zu blicken vermochten.

Die Kriegserklärung erfolgte, wie allgemein bekannt, am einunddreißigsten September denkwürdiger Erinnerung.

Es war grad Rindviehausstellung. Um Schlag elf sollte eröffnet werden. Die Prachtochsen aus allen Gauen der Monarchie standen schon bekränzt beisamm und man wartete nur noch auf das Allerhöchste Eintreffen unseres
25 geliebten Kriegsherrn.

Endlich fuhr der Galawagen vor.

Einen Augenblick später stand die hohe Gestalt Alois' III. weithin sichtbar auf der Estrade. Drei Schritte hinter ihm in goldstrotzender Uniform die hohe Person, von der ich schon sprach und später alles genau erfuhr.

Unauffällig zog unser Allerhöchster Kriegsherr aus der rückwärtigen Tasche ein Stück Papier und sah verstohlen auf
30 die Inschrift:

»Diese Brücke ist dem Volke«, hörte man ihn murmeln, »nein, das ist es nicht« – und er holte eine andere Karte hervor: »Hurra« (Nein, die ist es auch nicht.)

Dann kam eine blaue mit dem Satze: »So läute denn, Glocke, fürder.« (Sapperlot, wieder falsch.)¹

Der Monarch wurde bereits nervös und man konnte bereits deutliche Zeichen Allerhöchster Ungeduld wahrnehmen.

35 Ein neues Billett: »Sehen Sie nur zu, daß die Verhältnisse so rasch wie möglich zu einem gedeihlichen Ende kommen.«

(Der verflixte Franz hat mir schon wieder die Zetteln durchanandbracht.)

Ein letztes Mal tauchte die Allerhöchste Hand in die rückwärtige Tasche. – Ein rotes Billett! Ein Augenblick furchtbarer Spannung, – – und klar und fest hallte die Stimme des Herrschers, den gordischen Alexanderknoten mit
40 einem entschlossenen Ruck zerhauend, über die Köpfe der Menge hin: »Ich – erkläre – den – Krieg!«

Ehe irgend jemand noch so recht zur Besinnung kommen konnte, hatte der Monarch bereits elastischen Schrittes, gefolgt von der »hohen Person«, die Estrade verlassen.

Die Herren vom Generalstab, die vollzählig beisammenstanden, waren eine Weile in tiefster Ratlosigkeit. Erst unser

unvergeßlicher Feldzeugmeister Topf Edler von Feldrind, damals der feinste Kopf unserer Armee, rettete, wie schon
45 so oft in ähnlich kritischen Lagen, die Situation mit den entschlossenen Worten:

»Meine Herren, jetzt da muaß wos gschehn.«

Und einen Augenblick später brauste auch schon die Volkshymne durch den Ausstellungsplatz.

Eine Begeisterung, von der man sich nach so viel Jahren kaum mehr eine Vorstellung machen kann, loderte auf. Das
Rindvieh riß sich los und raste umher, die Prachtochsen waren kaum mehr zu halten; und stärker, immer stärker aus
50 tausend Kehlen schwoll der Ruf: »Alois, der Dritte, der Gütige, er lebe hoch!« – Dazwischen, wie Raketen
aufsteigend, gellten grimmige Verwünschungen auf den Feind.

Wie stets in solchen Fällen, wanns gilt »zu den Waffen«, griff die Begeisterung in wenigen Stunden auf das ganze
Land über. – Keiner wollte da zurückstehen. Selbst der Geringste brachte seinen goldenen Ehering zum Altar des
Vaterlandes und tauschte ihn gegen einen eisernen Gardinenring um. – Die Mädchen zupften Tag und Nacht
55 (Scharpyen oder wie man das nennt.) Und was die vornehmen Damen waren, arrangierten einen Basar mit Busseln für
das rote Kreuz. Pardohn den Ausdruck, aber es war eigentlich eine Gaudi. Ich denk es noch wie heute! – –

Trotz des Ernstes der Lage mußten wir damals insgeheim oft lächeln. – – –

Es war halt doch eine fesche Zeit!

Also, die ganze Woche denkwürdigen Datums war das Palais des Kriegsministerium taghell erleuchtet gwesen. – Vor
60 den Toren wogte die aufgeregte Volksmenge auf und ab, und die Polizeibeamten hatten die größte Mühe, im
Schweiß ihres Angesichts den freien Verkehr zu verhindern.

Wie ich später von der angedeuteten hohen Person unter Diskretion erfuhr, hatten sich die Herren vom Generalstab
lang net einigen können, gegen welche Macht eigentlich der Krieg geführt werden sollte.

»Montenegro, Montenegro«, schrien fast alle, als der vorlesende Major Auditor beim Buchstaben M angelangt war,
65 und nur der Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, die immer wieder betonten, daß in der Armee
die erforderliche Beweglichkeit des Trains infolge gerade jetzt im Gange befindlicher Reorganisation desselben
immerhin zu wünschen übrig ließe, und daß man sich gerade jetzt, wo es gelte, der vaterländischen Ruhmesgeschichte
nach so langer Zeit wieder ein neues grünes Reis zuzufügen, vor jedem Wagnis sorgsam zu hüten habe, – – also dieser
Hartnäckigkeit der besonneneren Herren ist es zu danken, daß man sich schließlich auf – – Thessalien einigte.

70 Dort hatte Menelaus Karawankopolous den Thron inne, und daß er – bekanntlicher geringer Herkunft – der einzige
Souverän war, der nicht mit die andren Herrscherhäuser verwandt war, gab den Ausschlag.

Erst in früher Morgenstunde des letzten Wochentags aber wurde abgestimmt und der Beschluß gefaßt, »über Auftrag
eines hohen Kriegsministeriums wolle eine sub adressa p. t. Staatsdruckerei die Fertigstellung des neuen
Generalstabskarten, insbesondere der die im Osten an die benachbarten Länder angrenzenden Militärstreifen
75 betreffenden unverzüglich und nach Tunlichkeit beschleunigen.«

Damit war der Würfel gefallen.

»Alea jacta est«, wie unser verewigter Oberst Chiçier immer zu sagen pflegte.

In unbeschreiblicher Erregung warteten wir alle Herren unterdessen in der Kasern auf den kommenden Befehl von
oben.

80 Wir hatten Bereitschaft und seit neun Uhr abends stand die Mannschaft in voller Marschadjustierung in Reih und
Glied im Kasernenhof.

Endlich um sieben Uhr früh, nie im Leben werd ich den Augenblick vergessen, kam der Befehl: »Zum Bahnhof!«

Und unter dem althistorischen »Tataramm, Tataramm Tataram, Tataraa, – – Tataramm, tataramm, tataram« – – ging's
durch die Stadt.

85 Mir schlug das Herz bis zum Halse hinauf. –

– – – »eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir« – hab ich sofort summen müssen, wie wir so marschiert
sind. – – –

Eine halbe Stunde später waren wir einwaggoniert.

Unser Regiment (Oberst Chiçier) war, wie wir bald wahrnahmen, an den Bodensee kommandiert.

90 Das hatte nämlich seinen guten Grund.

Kaiser Karawankopolous, dessen früherer Name eigentlich Franz Maier gwesen, hatte vor seiner Thronbesteigung
bekanntlich mit seinem Bruder Xaver zusamm eine Brigantenschar befehligt. Xaver war dann in die Schweiz ggangen

und hatte sich als Hotelier selbständig gemacht. Da durfte naturgemäß der Gedanke, daß zwischen Thessalien und der Schweiz eine feine diplomatische Fäden spinnen, im Auge behalten werden.

95 Unser Regiment hatte die Aufgabe, das hatten wir bald heraus – koste es auch den letzten Mann – die Landung der beiden schweizerischen Kriegsschiffe »Douceur« und »Wilhelm Hô-Tell« zu verhindern, die sich unter allerhand ränkevollen Manövern und unter dem Vorwand, lediglich dem friedlichen Renken- und Weißfischfang obzuliegen, Tag und Nacht in bedrohlicher Nähe unseres Gestades hielten. Stündlich nahm unser Oberst die Berichte der Spione aus Feindesland entgegen.

100 Ja, es waren Tage aufreibendster Erregung!

Da verlautete, die Schweizer hätten sofort im ersten Schrecken, als es hieß, die Kaiserlichen kommen, sämtliche Kühe des Landes mit dem »Abbansöhr« auf die Matten geschafft. – Dann wieder kam die Nachricht, der eidgenössische Automobilfallensteller Guillaume Oechslis sei zum Admiral ernannt worden und das Eintreffen des Feldmarschalls Büeblis – zurzeit noch Oberkellner im Grandhotel »Koofmich au lac« – könne, da sich der Fremdenstrom bereits zu
105 verlaufen beginne, stündlich gewärtigt werden.

– Die »furchtbaren Schützen aus dem Waadtland kommen, die in Friedenszeiten die Löcher in den Emmentaler Käse schießen« – lief dann plötzlich das Gerücht um – »die ganz freien Schweizer, die nicht einmal Stiefel an den Füßen dulden und denen sich durch häufiges Waten durch die Straßen Genfs ganz von selbst und sozusagen natürliche Schuhe bilden.«

110 Nachts jede Minute bereit, in den Heldentod zu gehen, tags ununterbrochen die unverständlichen Commandis im »Schwizzer Dütsch«, das furchteinflößende »chacharachch–hooou–gsi« von den Bergrücken schallen zu hören – – – ach, wie oft kam da der Stankowits zu mir ins Biwak, umarmte mich unter Tränen und sagte: »Freunderl, i halts nimmer aus!«

Eines schönen Morgens, ich hatte mir grad ein frisches Zigarettl angezündet, da tönten Alarmsingale: tatarah, tatarah,
115 durchs ganze Lager. Uiberfall, Uiberfall war unser aller erster Gedanke. Kommandorufe, Hinundherrennen der Chargen, die Signale der Artillerie, die in der Hast mit ihre Geschütz mitten durch unsre Fußtruppen hindurch wollten, und so weiter und so weiter. Keiner von uns allen Herren wußte mehr, wo ihm der Kopf stand. Kurz, es war ein Durcheinand, wie es eben nur – in Kriegszeiten möglich ist. Doch bald trat wieder die kaltblütige Ruhe ein; es stellte sich heraus, daß lediglich die Feldtelegraphen unrichtige Zeichen gegeben hatten. Man hatte mit den Triedern einige
120 Extrazüge Lindau passieren gesehen, die, mit farbig bemalten riesigen Metallplatten beladen, neue, ganz unbekannte Geschützarten zu transportieren schienen. Es war jedoch bloß der zerlegbare künstliche Blechregenbogen vom Rigi gewesen, Nationalgut der Eidgenossenschaft, das die Schweizer wie ihren Augapfel hüteten und jetzt in ihrer Angst in Sicherheit brachten.

Aber genug nun von alledem. Als gewissenhaftem Chroniker liegt es mir ob, auch die östliche Seite des
125 Kriegsschauplatzes zu beleuchten.

In beispiellosen Eilmärschen, wie sie in der Kriegsgeschicht wohl einzig dastehen, war unser erstes, zweites und drittes Armeekorps in östlicher Richtung vorgedrungen:

Der so wenig wünschenswerte Verlauf, den leider der Feldzug trotz aller so glorreichen Einzelphasen für uns nahm, ist ja historisch, – bekanntlich aber nur auf Rechnung ganz unvorhergesehener Zufallstücken zu setzen. So glänzend
130 unsere Regimenter am Bodensee den eventuellen Feind in Schach hielten, so sehr hatten wir im Osten mit den unglaublichsten Widrigkeiten aller Art zu kämpfen. – So blieben zum Beispiel die Generalstabskarten von der Staatsdruckerei aus und machten sich durch ihren Mangel äußerst fühlbar und so weiter und so weiter.

Irrige Deutungen des alten Moltkeschen Satzes: »Getrennt marschieren und vereint schlagen«, verhängnisvoll unterstützt von allerhand eingeschlichenen sinnstörenden Schreibfehlern im Feldzugsplan, – hatten im Lauf der langen
135 Friedensjahre Platz gegriffen und dazu geführt, daß man dem ersten Armeekorps die Munition und dem zweiten die Waffen zuteilte und beide dann *getrennt* marschieren ließ. – Das hätt net viel gmacht, wenns halt nicht grad durch einen unglückseligen Zufall das erste Armeekorps die Wegrichtung verloren und sich in Siebenbürgen verirrt hätt, so daß das zweite Armeekorps ohne eine einzige Patrone in Thessalien anlangte und nach vier Wochen; ohne einen Schuß tun zu können, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

140 Das dritte Armeekorps, nach altem Prinzip mit Waffe und Munition ausgerüstet, war leider ebenfalls abgeirrt und versehentlich viel zu weit nach Süden geraten. So sehr hatte sich das Kriegsglück gegen uns verschworen!!

Was das Verhalten des Feindes anlangt, so war uns dasselbe gleich von Beginn an vollkommen rätselhaft und geheimnisvoll.

Die Erlasse des Menelaus Karawankopolos an seine Truppen, der übrigens mit Unrecht in der Geschichte »der
145 Ränkevollen« genannt wird, erscheinen auf den ersten Blick vollkommen sinnlos und einem zerrütteten Gehirn

entsprungen.² Fast könnte man sich versucht fühlen, an eine Frozzelei zu denken, wenn man nicht wüßt, es mit einem Geisteskranken zu tun gehabt zu haben.

So hätte der Thessalier die Todesstrafe verhängt für jeden seiner Leute, der es wagen sollte, auf einen unserer *Offiziere* zu schießen, und begründete dies seinem Stabe vis-à-vis mit dem wahnsinnigen Satze: »Wehe uns, wenn der Feind je
150 ohne ›Führung‹ wäre und die Mannschaft nur auf sich allein angewiesen.«

Dieser Wahn des Karawankopolous ging so weit, daß er insgeheim Bauern, Hirten, Zigeuner und so weiter angestellt hatte, die sogar die Telegraphendrähte in unsem (!!) Lande in Ordnung halten mußten, zerrissene Drähte nachts heimlich lötetten und dergleichen, bloß damit, wie er geäußert haben soll, »die Heeresleitung in Wien *ununterbrochen* Einfluß auf die Kriegsführung nehmen könne.«

155 Kann das *ein* vernünftiger Mensch verstehen?

Nicht genug damit: Auf den Wegen, die unsere Infanterie zu passieren hatte, waren häufig – – Bretter gelegt, wie um uns Herren Offizieren, was die Berittenen waren, das Hinüberkommen über die Gräben zu erleichtern! Und nahm wirklich einmal ein Pferd Schaden, – wie aus dem Boden gewachsen kam immer gerade ein Strolch des Weges und brachte ein neues, lammfromm zugerittenes Tier daher. –

160 Auf die Mannschaft dagegen hagelte es nur so blaue Bohnen aus dem Hinterhalt; zu Hunderten fielen die Kerle. Bis heut gänzlich unaufgeklärt ist übrigens der Umstand, daß die feindliche Bevölkerung bei dem Eintreffen unseres zweiten Armeekorps in Thessalien auch nicht eine Spur von Bestürzung oder Angst an den Tag legte und alles nur hämisch grinste. Es schien fast, als ob die Schufte Wind bekommen hätten, daß die Unsrigen über keine einzige Patrone verfügten.

165 Wie bereits erwähnt, war inzwischen unser drittes Armeekorps unter Topf, Edlen von Feldrind, in beispiellosen Eilmärschen irrtümlich zu weit nach Süden geraten, und eines Morgengrauens eröffnete sich den staunenden Blicken des Generalstabes tief unter ihnen ein weites Tal und mitten darin eine schimmernde, trotzig befestigte Stadt.

Keinen Augenblick Zeit verlor der heißblütige heldenhafte Topf.

170 Alles deutete darauf hin: – die Halbmonde auf den Kuppeln – kurz, der ganze türkisch-griechische Charakter, das drohende schweigsame Fort, das Militär in den Straßen in österreichischer (!!) Verkleidung und scheinbar (!) ganz ahnungslos, alles das *mußte* doch drauf hindeuten, daß es sich hier um das Herz Thessaliens handle, und daß der ränkesüchtige Grieche offenbar die Kaiserlichen mit allerlei Blendwerk hinters Licht zu führen plane.

Mit katzenhafter Geräuschlosigkeit postierte Topf seine Truppen, eröffnete um sechs Uhr früh das Feuer und ging sofort zum Bajonettangriff über. Es kam zu einer Schlacht von noch net dagwesener Heftigkeit. – Übrigens dem
175 gemeinen Mann alle Ehre: wie die Löwen schlugen sich die Kerle. Die Stadt wehrte sich verzweifelt; seit den Kreuzzügen sah man kein solches Ringen, und erst die sinkende Nacht gebot dem Mann Einhalt.

Mit Feldherrnblick erkannte Topf, Edler von Feldrind, bereits um vier Uhr nachmittags, daß keine Macht der Erde ihm die Siegespalme mehr werde entreißen können, und telegraphierte an unsern Allerhöchsten Kriegsherrn:

180 Nach furchtbarem Kampfe feindliche Hauptstadt erstürmt, Entrinnen des Gegners unmöglich, lege Euer Majestät entscheidenden Sieg untertänigst zu Füßen.

Um halb fünf Uhr langte die Depesche ein, trug um sechs Uhr das Siegeshalleluja in alle Winde, und bereits um sieben Uhr waren auch unsere Regimenter am Bodensee vom Ende des Krieges in Kenntnis gesetzt und der Rückzug angeordnet.

185 Wir waren grad nach einem Marsch, ich hatte den Speisesaal in einem noblen Hotel in Beschlag genommen, wie das halt in Kriegszeiten schon so is, und hatte mir zum großen Nasenrümpfen von einigen Gigerln, die mit ihre aufgeputzten Weiber am Nebentisch saßen, die Stiefel ausgezogen, um mir die Fußfetzen ein bisschen auszuschlenkern, da stürmt der Stankowits herein und kann vor Tränen gar nót reden. »Friedensschluß« ist das einzige, was er herausbringt. Na, und »in den Armen liegen wir sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude«, wie es im Liede so herrlich heißt.

190 War das ein Jubel! Die Kameraden umringten mich, und wir gratulierten einander unter Tränen. Die zwei Gigerln entfernten wir mit Brachialgewalt der Hetz wegen aus dem Lokal – wir waren unser sechs Herren und drei Feldwebeln – und machten dann einen Mulatschak bis zum frühen Morgen.

195 Wohl langte am nächsten Tag noch eine Flut von Depeschen ein, die wieder alles in Frage stellten und die Weiterführung des Krieges in Aussicht rückten, »da die Erstürmung der feindlichen Hauptstadt auf einem Irrtum beruhe«, uns war aber schon alles wurst, und wie die Sachen schon einmal standen, war die Gschicht auch schon zu weit gediehen. – Unsere verheirateten Herren drängten auch schon nach Haus, und so blieb schließlich beim Friedensschluß.

Die zweiten Depeschen wurden dann natürlich von Hoher Seite als *inoffiziell* erklärt.

Der Widerspruch in den Telegrammen ergab sich nämlich aus dem Umstand, daß die gewisse erstürmte Hauptstadt im
200 östlichen Kriegsschauplatz noch am Abend nach der Schlacht beim Einzug Topfs Edlen von Feldrind zu spät als
Serajewo erkannt und agnostiziert wurde, welches Serajewo schon lange, lange gut österreichisch und schon seit
Kaiser Franz Josephs Zeiten der Monarchie angegliedert ist.

So bedauerlich nun auch der, man möchte fast sagen, überflüssige Verlust von Menschenleben bei dieser abermaligen
Erstürmung von Serajewo immerhin sein mag, so bietet doch der Verlauf des Feldzuges im allgemeinen und der der
205 Schlacht im besondern eine solch reiche Fülle gewonnener strategischer Erfahrung, daß füglich die Schattenseiten
mehr als ausgewetzt gelten können.

Da kann man nur sagen: das bringt das rauhe Kriegshandwerk halt schon so mit sich.

Pardohn, aber wo Licht ist, da ist halt auch Schatten.

Und dann ist der Krieg eben eine notwendige Sach, das haben selbst die scharfsinnigsten Köpfe vom Zivil eingestehen
210 müssen.

Ich für meinen Teil wenigstens möchte die Erinnerung an meine Kriegszeit net um alles in der Welt missen. Wenn ich
mir so denk und mir dabei meinen martialischen Schnurrbart streich, wird mir immer so ganz eigen, man kann das gar
net so recht mit Worten sagen. – Man ist halt doch wer, und wenn einem ein Feuerwehrhauptman oder so von weitem
begegnet und sieht die Allerhöchste Dekoration, schon salutiert er stramm oder macht »Habt Acht«. Und wenn man
215 an einem öffentlichen Ort oder so in den Rasen tritt, traut sich halt doch keiner was sagen. No, und gar erst die
Maden!

Ja, wie gsagt, pardohn, aber *ich* für meinen Teil möcht die Erinnerung an meine Kriegsjahr net missen!!
(2998 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/meyrink/wunderho/serajewo.html>

¹Historisch, bitt schön. – ²Noch heute zerbrechen sich unsere staatlich angestellten Historiker die Köpfe, um den Schlüssel zu dem
Vorgehen des Thessaliers zu finden.